

Anfangs war ich fest davon überzeugt, dass meine Mutter wieder gesund werden würde. Ich musste nur daran glauben. Das war alles. Als ich begriff, dass meine Mutter tot war, zerfiel mein Leben in zwei Teile. In ein Davor und in ein Danach. Davor war meine Mutter die Antwort, danach war sie die Frage.

Ich hatte neben meiner Mutter gesessen und ihre Hand gehalten. Ich hatte ihre Hand gehalten, bis die Sanitäter kamen. Die Sanitäter fragten, was passiert war. Ich sagte es ihnen, während meine Großmutter auf dem Sofa saß, die Hände im Schoß. Sie zitterte trotz der Hitze.

Einer der Männer drückte eine durchsichtige Maske auf das Gesicht meiner Mutter. Der andere leuchtete mit einer kleinen Lampe in ihre Augen. Dann musste ich ihre Hand loslassen und sie luden meine Mutter auf eine Trage. Ich fragte, ob ich mitkommen durfte, aber der Sanitäter schüttelte den Kopf.

„In solchen Fällen können wir leider keine Angehörigen mitnehmen.“

Sein Ton war ruhig, aber seine Bewegungen waren schnell. Ich hatte keine Zeit, um zu fragen, was er mit „solchen Fällen“ meinte.

Im Laubengang hörte ich die Sirene, die langsam leiser wurde. Meine Mutter und ich hatten uns manchmal vorgestellt, was passiert war, wenn wir einen Krankenwagen hörten. „Pass gut auf dich auf, meine Kleine“, sagte sie dann und nahm meine Hand.

Jetzt musste ich auf meine Mutter aufpassen. Ich überlegte, wie ich am schnellsten zu ihr kam. Mit dem Fahrrad? Die Uniklinik war zu weit weg und außerdem wusste ich gar

nicht, ob das Rad noch dort stand, wo ich es zurückgelassen hatte. Ich überlegte, wer außer meiner Mutter einen Führerschein hatte. Meine Großmutter hatte keinen, Luna hatte keinen, aber Ahmed!

Ich klopfte nebenan. Ich klopfte ein Mal, zwei Mal, drei Mal. Nichts. Ich legte mein Ohr an die Wohnungstür, aber im Inneren blieb alles still.

Ich rannte zurück in unser Wohnzimmer.

„Hast du Geld?“, fragte ich meine Großmutter, die immer noch an der gleichen Stelle saß.

Sie antwortete nicht. Ich packte sie an den Schultern.

„Hast du Geld? Für ein Taxi?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. In der Küche suchte ich das Portemonnaie meiner Mutter. Mit einer Handbewegung fegte ich alles vom Küchentisch. Das Portemonnaie fiel auf den Boden. Es hatte unter einem Stapel Prospekte gelegen. Es waren nur Münzen drin. Ich wusste nicht genau, wie viel es kostete, mit dem Taxi zur Uniklinik zu fahren. Aber mir war klar, dass es nicht reichen würde.

In diesem Moment klingelte es. Ich war sicher, dass meine Mutter vor der Tür stand. Ich stellte mir vor, dass sie einen Kopfverband trug, mich anlächelte, den Arm um mich legte und mich rettete. Sie würde meiner Großmutter einen bösen Blick zuwerfen und sagen: „Komm, Billie, wir gehen“.

Aber es war nicht meine Mutter. Es waren zwei Polizeibeamte. Sie stellten sich vor. Dann fragten sie nach meinem Namen.

„Ich bin Erzsébet. Aber alle nennen mich Billie.“

„Hör zu“, hatte meine Mutter einmal gesagt, „wenn du verloren gehst, musst du als erstes deinen Personalausweis-Namen nennen, ja?“

„Ist außer dir noch jemand in der Wohnung?“, fragte der Polizist.

Ich nickte.

„Meine Großmutter.“

„Wir würden gerne mit euch sprechen. Dürfen wir reinkommen?“

„Meine Großmutter spricht kein Deutsch. Sie ist Ungarin“, sagte ich.

Aber da standen die beiden schon im Flur. Ich führte sie ins Wohnzimmer und bot ihnen etwas zu trinken an, weil ich im Fernsehen gesehen hatte, dass man das so machte.

„Aber es gibt nur Leitungswasser“, sagte ich.

Die Polizistin lächelte. Sie war sehr schön. Ihr Gesicht war sanft und fein geschnitten. Ich stellte mir vor, dass sie Haustiere hatte, vielleicht ein Katzenbaby und ein Meerschweinchen, die sie abwechselnd kraulte, wenn sie abends vor dem Fernseher saß.

Ich stellte zwei Gläser auf den Tisch.

„Jemand von den Nachbarn hat uns angerufen“, sagte sie und setzte sich vorsichtig auf den Hocker neben das Sofa. „Es war ein Streit zu hören und ein lautes Rumpeln.“

Die Polizistin sah mich aufmerksam an. Meine Großmutter hielt den Kopf gesenkt und drehte die ganze Zeit den Ring an ihrer linken Hand.

Und dann versuchte ich zu erzählen, was passiert war. Ich war so aufgeregt, dass die Wörter nur so

durcheinanderpurzelten. Ich erzählte ein bisschen aus der Mitte, dann den Anfang, dann einen Teil vom Schluss. Am Ende verstand ich selbst nicht mehr, was eigentlich passiert war.

Die Polizistin fragte mich nach dem Namen meiner Mutter.

Als ich ihn ihr sagte, hob meine Großmutter den Kopf. Und dann drehte sie einfach durch. Sie gab ein Geräusch von sich, das mich an ein Tier erinnerte. Als sie versuchte aufzustehen, gaben ihre Knie nach. Mit weit aufgerissenen Augen fiel sie zurück aufs Sofa, die Hand auf die Brust gepresst.

Die Polizistin stürzte zu meiner Großmutter. Sie half ihr, sich aufs Sofa zu legen und steckte ein großes Kissen unter ihre Beine. Der Polizist fragte mich nach unserem Telefon.

Und dann kam zum zweiten Mal an diesem Tag ein Krankenwagen.

„Sie wird bestimmt wieder“, sagte die Polizistin, als die Rettungssanitäter gegangen waren.

„Und was passiert jetzt mit mir?“, wollte ich wissen.

Die Polizistin beugte sich zu ihrem Kollegen.

„Wir können sie nicht alleine hierlassen.“

Der Polizist rieb sich den Nasenrücken.

„Was ist mit deinem Vater?“

„Ich kenne ihn nicht“, sagte ich.

„Hast du vielleicht eine Tante oder einen Onkel?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Niemanden außer deiner Mutter?“

„Nein“, sagte ich leise. „Können Sie mich bitte zu ihr bringen?“

Die Polizistin kaute auf ihrer Unterlippe.

„Bitte!“, wiederholte ich.

„Na gut“, sagte sie. Ihr Kollege sah sie überrascht an.
„Ist okay. Ich habe sowieso gleich Schichtende.“

Es war meine erste Fahrt in einem Polizeiauto. Ab und zu knackte das Funkgerät, aber wir fuhren ohne Sirene und ohne Blaulicht, also war es beinahe wie in einem normalen Auto zu sitzen. Als wir vor dem Präsidium hielten, stieg der Polizist aus und verabschiedete sich.

Dann öffnete die Polizistin meine Tür. Es sah aus wie eine höfliche Geste, aber mir war klar, dass die hinteren Türen verriegelt waren und dass man sie nur von außen öffnen konnte.

„Du kannst vorne sitzen“, sagte sie.

Als wir losfuhren, schaltete die Polizistin die Sirene und das Blaulicht ein.

„Danke“, sagte ich.

Ich wusste, dass meine Mutter sie mögen würde.

Die Frau am Empfang suchte nach dem Namen meiner Mutter. Dann beschrieb sie uns den Weg. Die Polizistin führte mich so sicher durch die Gänge, als führte sie mich durch ihre Wohnung.

Meine Mutter lag auf der neurologischen Intensivstation. Es gab eine Klingel. Eine Frau öffnete und fragte nach unseren Namen. Als ich ihr meinen Nachnamen sagte, wusste sie schon Bescheid.

„Sie müssen noch einen Moment warten“, sagte sie. „Der Chefarzt ist noch im OP, aber er kommt gleich zu Ihnen.“

Ich wollte bei meiner Mutter warten, aber die Krankenschwester schüttelte den Kopf.

„Es tut mir leid. Sie müssen wirklich zuerst mit dem Arzt sprechen.“

„Warum kann ich nicht zu ihr?“, fragte ich.

„Lass uns warten, Billie“, sagte die Polizistin und fasste mich sanft an der Schulter.

Die Krankenschwester brachte uns in ein Wartezimmer. Wir setzten uns auf die Plastikstühle. Ich roch Desinfektionsmittel und Gummihandschuhe, ich hörte die Maschinen in den Zimmern leise piepsen und gurgeln. Ich versuchte mir vorzustellen, wie ich gleich die Arme um meine Mutter schlang. Aber das Bild verschwamm immer wieder vor meinen Augen. Die Wanduhr tickte. Ich zählte im Rhythmus des Sekundenzeigers, um mich zu beruhigen. Irgendwann hörte das Ticken einfach auf. Danach zählte ich meinen Herzschlag. Die Polizistin hatte den Kopf an die Wand gelehnt. Ihre Augen waren geschlossen, aber an ihrem Atem erkannte ich, dass sie wach war.

Dann endlich kam der Arzt. Es war der Nie-ohne-meine-Kugelschreiber-Arzt, der uns vor zwei Wochen zu meiner Großmutter gebracht hatte. Auch heute steckten eine Menge Kugelschreiber in seinem Kittel. Ich dachte, wenn einer dauernd Kugelschreiber verliert, dann nur, weil er so sehr damit beschäftigt ist, ein Auge auf die wichtigen Dinge zu haben. Er nahm uns mit in sein Büro und schloss die Tür. Dann sagte er, dass wir uns hinsetzen sollten. Ich fragte ihn nach meiner Mutter und er fragte mich nach meinen Angehörigen. Ich antwortete nicht. Stattdessen sagte ich:

„Ich will zu meiner Mutter. Was ist mit ihr?“

Der Arzt legte die Hände vor sich auf die Tischplatte. Seine Fingernägel waren sauber und kurz. Ich hörte, wie die Polizistin auf ihrem Stuhl herumrutschte. Ich sah die feinen Schweißperlen am Haaransatz des Arztes. Ich spürte, wie alles in die falsche Richtung lief. Es war wie: das Glas fallen sehen, aber nichts dagegen tun können.

„Deine Mutter ist mit einer akuten subduralen Blutung in die Notaufnahme gekommen.“

Er sagte es so, als wäre sie einfach hineinspaziert.

„Was heißt das?“, flüsterte ich.

Die Polizistin legte ihre Hand auf meine. Sie war leicht wie ein Vogel.

„Das heißt, dass ihr Gehirn durch den Sturz verletzt wurde und die Verletzung in ihren Kopf geblutet hat.“ Der Arzt schaute mich nicht an. „Wir haben sie sofort operiert, aber sie hat es nicht geschafft. Es tut mir leid.“

In meinen Ohren surrte es, als wäre ich unter Wasser. Aber mein Körper atmete einfach weiter. Luft strömte in meine Lungen hinein und aus meinem Mund wieder hinaus. Ich musste mich nicht einmal dafür anstrengen.

Die Polizistin und der Arzt unterhielten sich miteinander, ich sah, wie ihre Münder sich bewegten. Der Arzt gab mir ein Glas Wasser und legte eine kleine weiße Tablette in meine Hand.

Irgendwann hörte mein Körper auf zu zittern. Kleine Gewichte hängten sich an meine Muskeln und zogen meinen Körper nach unten, auf meinem Herz wuchs ein Pelz.

Irgendwann sah ich mich im Wartezimmer sitzen. Die Polizistin stand ein paar Mal auf, ging nach draußen und kam wieder zurück.

„Ich habe jemanden angerufen, der sich um dich kümmert“, sagte sie. „Eine Mitarbeiterin vom Jugendamt.“

Wenn ich Jugendamt hörte, dachte ich an misshandelte Kinder und Eltern, die zu viel tranken. Ich dachte an die Angst meiner Mutter. Ich wusste, dass in ihren Alpträumen eine Frau bei uns klingelte, weil sie herausgefunden hatten, dass meine Mutter eine schlechte Mutter war. Wenn meine Mutter aus solchen Träumen aufwachte, zog sie mich dicht an sich und vergrub ihre Nase in meinem Nacken.

„Kann ich nicht mit zu Ihnen kommen?“, fragte ich.

Die Polizistin lächelte.

„Das geht leider nicht. Das darf ich nicht. Ich bin dafür nicht ausgebildet.“

Ich verstand nicht, was sie meinte. Ich mochte sie. Sie war nett. Wofür brauchte sie eine Ausbildung? Dann erinnerte ich mich an die Worte meiner Mutter. Sie hatte gesagt, dass man heutzutage für alles ein Studium braucht.

Zum Abschied umarmte mich die Polizistin. Als sie mich losließ, sah sie mir in die Augen und sagte: „Du bist ein starkes Mädchen.“

Ich fühlte mich überhaupt nicht stark.

„Danke“, sagte ich.

„Wenn du nicht weißt, was du sagen sollst, sagst du entweder Nein oder Danke. Sag niemals einfach Ja“, hatte meine Mutter mir eingeschärft.

Die Frau vom Jugendamt hatte im Flur gestanden und gewartet. Dann kam sie zu mir. In den Händen hielt sie ein Klemmbrett. Sie warf einen Blick darauf.

„Du bist also Erzsébet.“

Sie sagte Erz-seh-beht.

Ich nickte und sie stellte sich vor.

„Mir wurde gesagt, dass du alleine bist. Kein Vater, keine Geschwister, keine anderen Verwandten?“, wollte sie wissen.

Ich schüttelte den Kopf.

„Ist dein Vater nicht mehr am Leben oder weißt du nicht, wer er ist?“

„Ich weiß nicht, wer er ist.“

Ich hatte mir meinen Vater immer als Gangster oder als Filmstar vorgestellt. Oder im Gegenteil als jemand, der so langweilig war, dass meine Mutter es einfach nicht nötig gefunden hatte, über ihn zu sprechen. Aber mir war nie in den Sinn gekommen, dass mein Vater vielleicht tot sein könnte. Meine Mutter war jedenfalls wie ein Gewässer, dem man nicht auf den Grund sehen konnte.

Die Sozialarbeiterin notierte etwas.

„Besteht die Möglichkeit, dass dich jemand von deinen Freunden aufnimmt?“

Ich dachte an Leas Postkarte.

„Meine Freundin ist noch mit ihrer Familie im Urlaub.“

Die Sozialarbeiterin seufzte.

„Dann nehme ich dich erst einmal mit“, sagte sie.

Und das tat sie.